„Eine Aufgabe, die **NIE** enden wird“

Der frühere Bundesliga-Profi Pablo Thiam erlebt wachsenden Rassismus in deutschen Stadien. Als Integrationsbeauftragter des VfL Wolfsburg hält er dagegen

BONGARTS/ GETTY IMAGES/ MICHA WILL

Als Defensivspieler wurde Pablo Thiam mit dem FC Bayern Weltpokal-Sieger und Deutscher Meister. Er leitet inzwischen die Nachwuchs-Akademie des VfL Wolfsburg und engagiert sich ehrenamtlich gegen Rassismus

Pablo Thiam hat guineische Wurzeln und wuchs in den 80er-Jahren in Bonn auf. Der 45-Jährige lernte dort das Fußballspielen und war anschließend Profi beim VfB Stuttgart, beim FC Bayern und in Wolfsburg. Ostdeutschland mache ihm nach wie vor Angst, sagt Thiam im WELT-Interview. Gleichzeitig kann er verstehen, dass die AfD dort viele Wähler findet.

VON CHRISTOPH CÖLN UND PHILIP KUHN

WELT: Herr Thiam, Sie erzählten kürzlich bei einer Veranstaltung, dass Sie es nur ungern sehen, wenn Ihre beiden Kinder sich in Berlin am Alexanderplatz aufhalten. Wieso das?

PABLO THIAM: Das war natürlich etwas überspitzt formuliert. Aber zum einen ist der Alexanderplatz schon ein Ort, an dem viel passiert, mit dem Kinder nicht unbedingt konfrontiert werden sollten. Zum anderen markiert er für mich gefühlt die Grenze zu Ostberlin. Und in Ostdeutschland habe ich noch zu meiner Zeit als Spieler damals einige unangenehme Erfahrungen gemacht.

Welche Erlebnisse hatten Sie denn in Ostdeutschland?

Ich habe dort des Öfteren schon rassistische Anfeindungen erlebt und unschöne Begegnungen gehabt. Damit will ich nicht sagen, dass jeder Bürger im Osten Deutschlands ein Rassist oder gar Neonazi ist, aber die Wahrscheinlichkeit, dass dort etwas in der Art passieren könnte, ist aus meiner Perspektive höher. Deshalb rate ich meinen Kindern, dass sie vorsichtig sein sollen, wenn sie sich dort aufhalten. Ich habe solche Erfahrungen aber nicht nur im Osten gemacht.

Wo denn noch?

Meine Tochter war zum Beispiel mal im Grunewald unterwegs, also im Westen Berlins, und musste sich dort von einer älteren Dame einen ganz fiesen Spruch anhören. Sinngemäß sagte sie zu meiner Tochter, sie solle doch dahin zurückgehen, wo sie hergekommen ist.

Was im Falle Ihrer Tochter Berlin wäre.

Richtig. Ich lebe mit meiner Familie in Berlin-Zehlendorf. Meine Kinder sind alle in Deutschland geboren, ihre Mutter ist weiß und Deutsche. Meine Tochter konnte mit dem Spruch auch erst mal gar nichts anfangen. Wir haben ihr dann erklärt, dass das wohl auf ihre Hautfarbe bezogen war.

Wie hat Ihre Tochter reagiert?

Sie war natürlich irritiert. So etwas muss man als Teenager erst mal verarbeiten.

Sie sprachen von den unangenehmen Erlebnissen in Ostdeutschland …

Da gab es einige. Ich habe zu meiner Zeit als aktiver Spieler mal ein Angebot aus Berlin abgelehnt, weil ich nicht im Osten Fußball spielen wollte. Und ich habe heute noch einen Heidenrespekt, wenn ich in gewissen Gegenden der Stadt unterwegs bin. Diese Angst mag subjektiv begründet sein, aber die kommt dann automatisch hoch.

Dass Sie das Angebot abgelehnt haben, ist nun 20 Jahre her. Hat sich denn wirklich so wenig getan?

Das ist mein subjektives Empfinden. Wenn wir von Übergriffen gehört haben, war das meist im Osten. Wenn ich beschimpft wurde, geschah das meistens im Osten. Das hat mich geprägt. Jetzt ist eine rechtextreme Partei stark – vor allem im Osten. Dadurch wird dieses Empfinden verstärkt. Natürlich sind nicht alle Ostdeutschen rechtsradikal. Und ich weiß ja, dass viele AfD aus Protest wählen. So wie das viele US-Amerikaner bei Trump gemacht haben. Da kommt viel Frust zusammen. Ich persönlich kann durch Kontakte in meinem Umfeld sogar verstehen, warum Menschen, die nicht rechtsradikal eingestellt sind, in Versuchung geraten, AfD zu wählen.

Was war denn das schlimmste Erlebnis, dass Sie im Zusammenhang mit Rassismus hatten?

Das war vor anderthalb Jahren, allerdings im Raum Oldenburg, am Rand eines Pflichtspiels unserer U23-Mannschaft. Da beschimpfte mich ein Fan aufs Übelste.

Was hat der gesagt?

„Geh doch nach Hause, du Neger!“

Wie haben Sie reagiert?

Das Spiel war sowieso schon hitzig, die Atmosphäre aufgeladen. Ich habe erst mal Ruhe bewahrt, wollte die Situation nicht eskalieren lassen. Ich habe dann nach dem Spiel Strafanzeige erstattet. Am Ende verlief die Sache aber im Sand.

Sehen Sie eine allgemeine Tendenz, dass der Rassismus wieder zunimmt?

Das würde ich schon sagen. Ich glaube, dass es auch mit dem Aufkommen der Rechtspopulisten und dem Einzug der AfD in die Parlamente zu tun hat. Manche Bürger denken sich inzwischen doch: Wenn die Politiker so etwas sagen dürfen, dann dürfen wir das auch. Der eine oder andere sieht solche plumpen Beleidigungen wohl als Gewohnheitsrecht an. Das ist eine gefährliche Entwicklung.

Erleben wir also einen Rückschritt?

Ich denke schon. In den 80er- und 90er-Jahren war ich als schwarzer Spieler hier ein absoluter Exot. Dann kamen Leute wie Anthony Yeboah, Souleymane Sané und andere, und irgendwann war es einfach normal; in jeder Mannschaft gab es schwarze Spieler, der Fußball wurde kosmopolitisch, sogar die Nationalmannschaft warb für Multikulti. Dann kam die erste große Flüchtlingsbewegung 2015 – und plötzlich änderte sich die Stimmung. Seitdem erleben wir wieder vermehrt Vorbehalte und Angriffe gegen Ausländer.

Sie sind Integrationsbeauftragter in Wolfsburg und leiten die Fußballakademie. Wie bringen Sie jungen Spielern den Respekt vor ihren Mitmenschen bei?

Wir versuchen, die Spieler mit einer Art Lebensschule auf viele Situationen vorzubereiten. Es ist ein seltener Fall in Deutschland, dass es wie in Wolfsburg mit mir einen schwarzen Leiter gibt. Ich falle also auf und kann aus meiner Perspektive ganz andere Themen anschneiden. Meine Eltern und ich sind Muslime, ich habe eine weiße Frau geheiratet, meine Kinder sind schwarz und zum Teil evangelisch getauft. Ich bewege mich in einer Welt, in der ich sehr viel gesehen habe. Ich versuche, die Jungs an dieser Welt teilhaben zu lassen und ihnen mitzuteilen, dass Vielfalt etwas Positives ist.

Als Sie Ende der 90er-Jahre beim VfB Stuttgart spielten, hat Ihr damaliger Teamkamerad Thorsten Legat auf ein Poster mit Ihnen – es zeigt Sie aus einer Flasche trinkend – „Negersaft“ geschrieben. Wie denken Sie heute darüber?

Es würde mich wundern, wenn so etwas heute wieder passieren könnte. Für mich war damals wichtig, dass ich herausfinde, wer das gemacht hat. Als es dann rauskam, war ich beruhigt. Legat war ein spezieller Typ, der hat das nicht böse gemeint. Trotzdem war es ein No-Go, auch schon zu der Zeit. Er hatte damals eine schwere Phase, und ich konnte mich in ihn hineinversetzen, auch wenn es nicht korrekt war, mich als Ventil dafür zu benutzen. Er hat sich entschuldigt, und damit war das Thema für mich erledigt.

Haben Sie je wieder mit ihm darüber gesprochen?

Ich habe ihn danach gar nicht mehr getroffen. Unsere Karrieren gingen ja an unterschiedlichen Stellen weiter. Das Thema kam erst wieder auf, als er ein Buch schrieb und die Geschichte erwähnte. Seine Entlassung in Stuttgart hatte damals mit viel mehr zu tun als mit dieser einen Geschichte. Die Schmiererei brachte einfach nur das Fass zum Überlaufen. Legat gehörte damals zu den Typen, die vieles locker genommen haben, erst agierten und dann nachdachten. Ich wollte es deshalb schon damals nicht höher hängen als nötig. Als Schwarzer sitzt man manchmal zwischen den Stühlen: Einige Schwarze sagen, man muss bei derartigen rassistischen Vorfällen absolut konsequent sein und das auf jeden Fall verfolgen. Ich bin da etwas entspannter, man muss immer die konkrete Situation bewerten. Eine zu kompromisslose Haltung kann problematisch sein. Es zu dramatisieren ist nicht immer sinnvoll.

Beim Länderspiel zwischen Deutschland und Serbien, das im März in Wolfsburg stattfand, wurden Leroy Sané und Ilkay Gündogan von einigen Fans rassistisch beschimpft. Muss man eine Partie bei solchen Vorfällen auch mal beenden?

Das trifft ja dann nicht nur die Täter, sondern auch viele andere, die positiv auf das Spiel einwirken und die bei der Organisation mitgeholfen haben. Wichtig ist, dass es in diesem Fall jemanden gab, der das mitgehört hat und sich gesagt hat: Das lasse ich nicht so stehen, das melde ich. Vor dem Journalisten, der das publik gemacht hat, habe ich große Achtung. Das rechtsextremistische Milieu ist nicht zimperlich. Diese Form der Zivilcourage ist aller Ehren wert. Wir müssen erreichen, dass diese Form von Gegenwehr Standard wird, dass wir gemeinsam Ausgrenzung ablehnen. Wir müssen auch verstehen, warum Leute so ticken. Das ist auch meine Funktion als Integrationsbeauftragter. Junge Leute können wir auf diese Weise beeinflussen. Das ist eine Aufgabe, die nie enden wird.